

Claudia Pinl, geboren 1941, studierte ab 1964 am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin, mit dem Abschluss Diplom-Politologin im Dezember 1967. Sie arbeitete als Journalistin u. a. für Rundfunkanstalten und die „taz“, war 1986-1990 Fraktionsmitarbeiterin der Grünen im Bundestag, seither freiberufliche Publizistin. Zahlreiche Buchveröffentlichungen zu Gender-Themen und Neokonservatismus, zuletzt erschien „Ein Cappuccino für die Armen. Kritik der Spenden- und Ehrenamtsökonomie“ (Köln 2018).

Das Interview führte Michael Hewener.

Interview mit Claudia Pinl

FU70: Fangen wir mit deinem persönlichen Hintergrund an. Wann und was hast du studiert und wie waren deine Lebensumstände?

Claudia Pinl: Ich bin Einzelkind, im Krieg geboren. Mein Vater war Professor, Mathematiker, Abitur und Studium waren quasi selbstverständlich und ich war nicht auf einen Job angewiesen, wenn ich Geld brauchte hab ich das bekommen. Ich habe nicht üppig gelebt, aber hatte auch keine materiellen Sorgen, war also nicht, wie auch damals schon viele Studierende, auf irgendwelche Jobs oder Nebenbeschäftigungen angewiesen. Ein bisschen Geld habe ich durch kleinere journalistische Arbeiten verdient, Buchbesprechungen hauptsächlich.

FU70: Warum hast du Politikwissenschaften an der FU Berlin, am Otto-Suhr-Institut (OSI) studiert?

C. P.: Ich war schon zu Schulzeiten politisch interessiert. Was dann den Ausschlag gegeben hat, war, dass ich als Schülerin zweimal die Ferien in London bei einer Familie verbrachte, in der die Eltern – er Buschaffner, sie Sekretärin an einem College der London University – in der Kommunistischen Partei Großbritanniens waren. Mit Jack und Hilda gab es spannende Diskussionen und ich erfuhr, dass man die Welt auch anders sehen konnte, als ich es von zu Hause kannte. Ich war damals in Köln auf einem Mädchengymnasium, es war alles sehr katholisch geprägt und die Adenauerzeit lastete zum Teil schwer auf uns Jugend-

lichen. In London erfuhr ich ganz andere Weltinterpretationen und dann kam ich nach Hause und habe meine Eltern damit konfrontiert. Dann ging es los: „Solange du die Füße unter meinem Tisch...“, und so weiter. Mein Vater war ein ausgesprochener Antikommunist. Allerdings war er auch ein Verfolgter des NS-Regimes, er hat eine Weile in Gestapo-Haft gesessen, weil er an der deutschsprachigen Universität Prag, die es in der Zwischenkriegszeit gab, Relativitätstheorie unterrichtet hat. Das galt als „jüdische Physik“ und beim Einmarsch der Wehrmacht in Prag 1939 ist er verhaftet worden. Er sagte immer, er wolle weder rote noch braune Stiefel lecken.

Anfang der sechziger Jahre, kurz nach dem Abitur, war ich mit meinen Eltern in den Südstaaten der USA, in Atlanta. Ich hatte vorher schon ein Semester in Köln studiert, neuere Geschichte und Politik als Nebenfach. In den USA habe ich dann die Anfänge der Bürgerrechtsbewegung kennengelernt. Das war wieder ein Politisierungsschub. Als Gasthörerin war ich an der Emory University für Soziologie und neuere Geschichte. Der amerikanische Bürgerkrieg war gerade hundert Jahre her, und die Kluft wurde deutlich, die sich in diesem Land zwischen Verfassung und Verfassungswirklichkeit auftat, vor allem, was die afroamerikanische Bevölkerung betraf. Da war ich schon sehr politisiert, aber nicht in dem Sinn, dass ich dachte, ich muss jetzt auf die Straße gehen oder irgendwas machen, sondern mich interessierte einfach: Wie tickt die Welt eigentlich wirklich politisch?

Da habe ich geguckt, wo ich Politikwissenschaft im

Hauptfach auf Diplom studieren konnte und bin dann nach zwei Semestern in Köln im Sommersemester 1964 in Berlin gelandet.

FU70: Und was hast du dort vorgefunden, wie war damals die politikwissenschaftliche und generelle Situation am OSI?

C. P.: Das Studium war am OSI reglementierter, als es die universitäre Bildungslandschaft im Durchschnitt in Deutschland damals war. Bis zum Vordiplom hatten wir bestimmte Scheine zu machen, zum Beispiel auch Hilfswissenschaften wie Statistik, außerdem Grundlagen von Staats- und Verfassungsrecht, die Grundzüge der VWL. Die neuere Geschichte war ein gewichtiger Schwerpunkt, von den napoleonischen Kriegen bis in die Anfänge der Bundesrepublik. Um einen der geforderten Seminarscheine zu bekommen, musste man ein Referat halten oder eine schriftliche Arbeit abgeben oder, wie in der Statistik, eine Klausur bestehen.

Acht Semester war die reguläre Studienzeit bis zum Diplom. Nach vier Semestern machte man Vordiplom und danach konnte man sich entscheiden zwischen den großen Strängen der Politikwissenschaft: Internationale Beziehungen, Innenpolitik – „vergleichende Lehre der Herrschaftssysteme“ – oder politische Theorie. Inhaltlich war das meiste Institutionenlehre und blieb häufig etwas an der Oberfläche. Ich selbst wählte dann als Schwerpunkt Innenpolitik bei Kurt Sontheimer, den ich als sehr angenehmen Dozenten in Erinnerung habe. In dessen Seminaren ging es manchmal auch um Wissenschaftstheorie, im Hintergrund waberten da marxistische Begrifflichkeiten, Klassengesellschaft zum Beispiel, vermutlich als Gegenpol zum Positivismus von Popper. Nach fünfzig Jahren bin ich natürlich in der Sache nicht mehr so richtig drin. (lacht) Diese wissenschaftstheoretischen Hintergründe interessierten aber die allerwenigsten Lehrenden, die haben halt ihre ideengeschichtlichen Überblicke gemacht, oder VWL, oder Jura, ohne irgendwie einen gesellschaftskritischen Blick auf die Dinge zu werfen oder auch nur einen kritischen Blick darauf, wie diese Theorien oder Erkenntnisse überhaupt zustande kommen. Beides fehlte meiner Erinnerung nach ziemlich. Bei Sontheimer, es ging gerade um Theorien der empirischen Sozialforschung, Behaviorismus oder ähnliches, und er stand im Seminar auf und sagte, ach, das ist doch alles Quatsch, meine Damen und Herren, und ist dann einfach dahin zurückgekehrt, wie halt das System der BRD funktioniert.

Bei Helmut Gollwitzer habe ich damals, über zwei Semester zusätzlich, eine theologische Vorlesung gehört. Das konnte man damals noch, seit der Bologna-Reform ist der Rahmen ja sehr viel strikter, es bleibt wenig Zeit für anderes und für das Herausschauen über das eigene Fach. Damals war das berühmte Studium Generale nicht nur reine Theorie.

Ernst Fraenkel hatte ich als Prüfer im Vordiplom und bei der Gelegenheit habe ich zum ersten Mal den Anstoß bekommen, mich auch praktisch politisch zu engagieren und nicht bloß theoretisch und neugierig wissenschaftlich. Er fragte damals: „Sie sind in keiner Partei? Als Politologin sollte man doch vielleicht...“, ich weiß nicht mehr, wie er es ausgedrückt hat, jeden-

falls bin ich dann 1966 in die Berliner SPD eingetreten. (lacht) Das war der Anstoß. Da war ich aber in der darauffolgenden Zeit nicht sehr aktiv, ich erinnere mich nur noch an so Eisbein-Essen mit den alten Genossen in irgendwelchen Keller-Kneipen. (lacht)

Dann kamen die Ereignisse an der FU, die sich langsam aufbauten, und die dann mein Interesse mehr in Beschlag genommen haben.

FU70: Wie bist du denn in die Ereignisse an der FU reingeraten, wie ging es für dich los?

C. P.: Zu Beginn des Sommersemesters 64 bin ich neu in die Stadt gekommen, ich war zuvor noch nie in Berlin, das war erst drei Jahre nach dem Mauerbau. Meine Eltern haben sich in Berlin kennengelernt und als meine Mutter zu Besuch war, erinnerte sie sich an den Potsdamer Platz der Vorkriegszeit und jetzt war da eine riesige Trümmerwüste mit dem Neubau der Philharmonie als einzige Landmarke, das fand ich alles total spannend. Ich habe damals bei irgendwelchen Wirtinnen in Dachzimmern gehockt und war etwas vereinsamt. Es wurde alles ganz anders für mich, als ich dann zum Sommersemester 1965 ins Studentendorf Schlachtensee gezogen bin. Zu meiner Zeit gab es dort viele verschiedene Cliques. Bei mir auf der Etage verkehrte z.B. die Verwandtschaft von Frigga Haug, da saß man dann in Runden von sechs bis zehn Leuten und trank Wein, Whisky oder Wodka, hat Brecht-Bal-laden und Franz Josef Degenhardt gehört und nächtelang Poker gespielt. Wir waren alle zumindest anpolitisiert und verstanden uns als Linke. Das war genau das Semester, als es an der FU auch zu den ersten Protesten kam.

Zunächst die Sache mit der Zwangsexmatrikulation. Da hatten sich welche zu Semesterbeginn nicht rechtzeitig zurückgemeldet und wurden deshalb zwangsexmatrikuliert und dagegen gab es Protest. Ich erinnere mich, dass ich damals dachte, so bürgerlich konform wie ich aufgewachsen war: Naja, warum kann man sich nicht rechtzeitig zurückmelden, jeder hat doch einen Kalender. (lacht). 65 müsste dann aber auch der erste größere Konflikt mit dem Rektorat und Senat der FU passiert sein, die Affäre Kuby-Krippendorff¹. Das fand ich dann schon spannender, ich war dann auch bei dem Vortrag von Erich Kuby, der ja in die TU verlegt wurde, weil er an der FU Redeverbot hatte. Das habe ich alles mitbekommen, aber ohne mich direkt einzumischen.

Ein großes Thema war natürlich der Vietnamkrieg. An Wochenenden lag ich auf einer der Wiesen im Studentendorf und las das Vietnam-Buch von Horlemann/Gäng. Den Zwiespalt haben wir ja selbst immer erfahren: Mehrmals im Jahr war US-Parade in Zehlendorf mit Militär-Band und polierten Stahlhelmen. Da waren auch immer viele Leute und man wusste halt: Die Amis garantieren die Freiheit Westberlins. Andererseits betreiben sie diesen absolut menschenverachtenden und zerstörerischen Krieg in Vietnam. Im Hintergrund der Ereignisse war immer das Gefühl, dass man da am Schnittpunkt des Weltgeschehens war, in dem Moment, in dieser Stadt. Der Vorwurf des Antiamerikanismus waberte im Zusammenhang mit der Studentenbewegung immer durch die Gegend, das wurde von

der Springer-Presse hochgespielt. Aber wir standen ja auf der Seite derjenigen Amerikanerinnen und Amerikaner, die auch gegen diesen brutalen Krieg waren, die in Berkeley gegen die Eindämmung von Redefreiheit protestierten und mit der Bürgerrechtsbewegung der AfroamerikanerInnen auf die Straße gingen. Wir waren gegen bestimmte Formen der amerikanischen Politik, das muss man, finde ich, klar trennen. In der Politikwissenschaft beschäftigten wir uns mit dem amerikanischen Regierungssystem, mit der großartigen Unabhängigkeitserklärung, dem Aufstand gegen die Kolonialmacht Großbritannien, dem Bürgerkrieg, der nicht nur, aber auch gegen die Sklaverei gerichtet war. Und dann: das Ideal und die Wirklichkeit, Napalm auf die Dörfer in Vietnam. Der Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit, das war dann sozusagen das Leitmotiv der folgenden Jahre.

An der FU bezog sich das auf die Gründung 1949. Der Auszug aus der HU in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone, die da eine Kadenschmiede gründen wollten oder was auch immer, jedenfalls keine freie Universität, wo man in Freiheit studieren und lernen konnte. Und diese Idee, dass diese in Dahlem neu gegründete Freie Universität sich in der Gründungsphase nicht nur von dem, was da in der SBZ passierte, absetzen wollte, sondern auch von der alten Ordinariuniversität. Das Berliner Modell, dass Studenten eine Mitsprache haben sollten. Als dann die Konflikte aufkamen, wie z.B. der mit Kuby, da sah man direkt vor der eigenen Nase eine deutliche Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit und es wurde eingefordert, die Wirklichkeit dem Ideal anzupassen.

Was aber ein sehr einschneidendes Erlebnis für mich war, war der dritte Juni 1967, am 2.6. waren ja die Anti-Schah-Proteste und der Mord an Benno Ohnesorg. Und am nächsten Morgen, ich hatte nichts eingekauft und nichts zu essen und fuhr nach Dahlem in die Mensa und auf dem Weg von der Bushaltestelle zur Mensa komme ich an so einem Bild-Zeitungskasten vorbei und da war ein riesiges Foto auf der ersten Seite der „Bild“ und da sieht man einen Polizisten, der sich die Hand vors Gesicht hält und der Kopf blutet. Und das waren wieder die wilden linken Horden und ich dachte, das geht jetzt zu weit. Und zehn Minuten später stehe ich am Eingang der Mensa und bekomme die Flugblätter in die Hand, dass Benno Ohnesorg erschossen worden ist. Und da an dem Punkt habe ich, glaube ich, sehr deutlich gemerkt, was es mit der Springer-Presse auf sich hat, das war ein sehr einschneidendes Erlebnis. Dass die Springer-Presse und zum Teil auch andere Medien die studentischen Proteste generell kriminalisierten, das wusste ich natürlich generell schon vorher (lacht), aber diese freche Verdrehung der Geschehnisse vom Tag zuvor hat es für mich auf den Punkt gebracht.

FU70: Warst du selbst, jenseits der SPD-Mitgliedschaft, irgendwie (hochschul)politisch organisiert?

C. P.: Nein. Bei den Konventswahlen habe ich, glaube ich, durchgehend den SHB gewählt, den Sozialdemokratischen Hochschulbund (der SPD nahestehender bundesweiter Studierendverband). Der SDS war mir, glaube ich, irgendwie zu radikal, ich war damals schon so eine Reformistin, bin ich im Grunde immer

noch. Ich fand aber auch die AStA-Leute aus der Zeit, die ich kannte, immer sehr gut und sehr klar. Lefèvre war damals noch SDS-AStA-Vorsitzender, aber dann kamen eben so Leute wie der Niels und der Ulf Kadritzke, Knut Nevermann, Hartmut Häußermann, das waren eben Leute, die zwar die Gesellschaft grundlegend reformieren wollten, die aber nicht im Sinne des SDS die Revolution hier und jetzt forderten. Das ist jetzt natürlich alles recht verkürzt und auch subjektiv. Jedenfalls hab ich durchgehend den SHB gewählt und der war ja auch relativ stark, der SDS hat zahlenmäßig nicht unbedingt so eine Rolle gespielt, zumindest nicht innerhalb der FU.

Außerhalb der SPD hab ich mich in keiner politischen Gruppe engagiert, außer im Studentendorf, da hatten wir einen Dorfrat, das war so ein Parlament im Kleinen, von jedem Haus kamen da Delegierte. Beim Dorf-Blättchen hab ich auch mitgemacht, „Konturen“ hieß das, da ging es vor allem um Studentendorfpolitik, z.B. um die Preise im Laden, der ein regionales Quasi-Angebotsmonopol hatte, um das mal volkswirtschaftlich auszudrücken (lacht). Oder wenn jemandem gekündigt wurde aus Gründen, die wir nicht richtig fanden, solche Sachen.

FU70: Wie stand es um den Feminismus in der Politikwissenschaft in den 60ern?

C. P.: Davon hab ich damals nichts mitbekommen, in der Rezension des Fraenkel-Seminars schrieb ich ja auch alles in der männlichen Form, da hatte man damals überhaupt keine Ader.

Als Jugendliche hatte ich Simone de Beauvoir gelesen, war schon ein Stück weit interessiert und sensibilisiert, aber dass das an der Uni eine Rolle gespielt hat, wusste ich jetzt nicht. Ein nachhaltiges Erlebnis hatte ich außerhalb der Uni. Wir mussten acht oder zehn Wochen eines politischen Praktikums vorweisen und das hab ich beim RIAS gemacht, da war ich also Praktikantin und hab da kleine Sendungen gemacht, bin so undercover nach Ostberlin rüber und hab meine Berichte geschrieben für eine Sendung, die hieß „Aus der Zone für die Zone“ und saß da mit einem Redakteur im Zimmer und der ließ sich von seiner Sekretärin Kaffee bringen. Als die Frau wieder im Vorzimmer verschwunden war, griff er zum Telefon und sagte sowas wie: „Schmidtchen, ich hab keinen Zucker!“ Und Frau Schmidt kam aus dem Vorzimmer und brachte den Zucker und verschwand wieder. Und da dachte ich, ich möchte eigentlich promovieren, damit mir sowas nie passiert, für die Kaffeedienste zuständig zu sein. Also die Wahrnehmung dieser Hierarchie im Berufsleben gab es schon. An der Uni hab ich das jetzt nicht so empfunden. Studentinnen waren in der Minderheit, ok, aber auch nicht so eine kleine Minderheit, ich würde sagen, so ein Viertel bis ein Drittel, an der Uni hab ich da keine Zurücksetzung irgendwie in Erinnerung.

Ich hatte eine Promotion bei Flechtheim angestrebt, zum Thema Notstandsverfassung, die im Mai 68 vom Bundestag verabschiedet wurde, genauer: Der Einfluss der außerparlamentarischen Opposition auf die Gesetzgebung. Von Seiten der Gewerkschaften gab es ja viele Versuche, die SPD Bundestagsfraktion dahin zu bringen, dass die schlimmsten befürchteten Verände-

rungen der Verfassung abgebogen werden sollten, das Verfahren lief ja bereits, weil ja angeblich nur durch Notstandsartikel im Grundgesetz die alliierten Vorbehaltsrechte abgeschafft werden konnten. In der Bundstagsbibliothek in Bonn bekam ich zu dem Thema ein dutzend dicke Aktenordner hingestellt. Naja, ich hatte ja damals schon einen Job bei der Gewerkschaft und habe dann bald kapituliert, weil ich dachte, das schaffe ich nie. Und ich bin noch immer nicht promoviert! (lacht)

FU70: Wie kam es dazu, dass du die berühmte Fraenkel-Rezension² geschrieben hast?

C. P.: Ich war im Studidorf inzwischen ganz gut integriert, als Anfang 1967 Christel Dietze da einzog. Sie wurde irgendwann Chefredakteurin des FU-Spiegel und fragte mich eines Tages, ob ich nicht Lust hätte, eine Vorlesungsrezension zu schreiben. Es waren zu der Zeit schon zwei oder drei Rezensionen zu Romanistik, und Anglistik-Veranstaltungen, die zwar ein gewisses Grummeln ausgelöst hatten, veröffentlicht worden. Aber anscheinend gab es da keine großen Probleme, sie zu veröffentlichen, bei der Fraenkelgeschichte von mir gabs dann ein großes Problem. Die Geschichte im Einzelnen ist ja bekannt, der akademische Senat hat dann gegen die Stimmen der studentischen Mitglieder die Veröffentlichung verboten. Ich hab das gestern Abend nochmal ein bisschen nachgelesen in „Freie Universität und politisches Potential der Studenten. Über die Entwicklung des Berliner Modells und den Anfang der Studentenbewegung in Deutschland“. Das ist ein dicker Wälzer, über 600 Seiten, da sind die ganzen Einzelheiten der Akademischen Senatssitzung oben im Henry-Ford-Bau, mit den Massen beim Sit-In unten im Foyer, geschildert – einschließlich des Polizeieinsatzes. Meiner Meinung nach war es das erste Mal, dass der Rektor die Polizei in die Universität geholt hat. Die Leute wurden rausgetragen, kamen dann aber durch die Fenster irgendwie wieder rein. (lacht) Ich selber war dabei, aber habe mich relativ schnell aus dem Staub gemacht.

FU70: Magst du noch was sagen zur inhaltlichen Dimension der Rezension? –

Fraenkel hat sich einerseits dagegen gesperrt, dass man ihn überhaupt rezensiert oder aus seinem Seminar erzählt, aber es war ja schon auch eine inhaltliche Kritik, die du geschrieben hast.

C. P.: Inhaltlich ging es vor allem um Kritik an seiner Pluralismustheorie, checks and balances, Gewerkschaften hier und Unternehmerverbände dort und alles schön im Gleichgewicht und das Parlament als die Institution, die in der parlamentarischen Demokratie die Regeln vorgibt. Da waren wir damals eigentlich alle kritisch genug, um das hinterfragen zu wollen und zu können. Bei ihm in der Veranstaltung fehlte die wissenschaftstheoretische Reflektion komplett und die Darstellung der Entwicklung von politischen Theorien war nicht gesellschaftskritisch fundiert. Ich fand die Rezension, auch als ich sie jetzt nochmal gelesen habe, nicht besonders böse formuliert. Nachträglich hat er das dann als Forschungsseminar

deklariert, dessen Ergebnisse nicht an die Öffentlichkeit getragen werden dürften. Das war so ein nachträglicher Versuch, seine Intervention gegen die Veröffentlichung zu legitimieren. So war es aber überhaupt nicht, das Seminar war einfach als ideengeschichtliche Abhandlung konzipiert, von Aristoteles bis weiß ich nicht, Hannah Arendt vielleicht, wenn er die auf dem Schirm hatte. Dann hat er noch behauptet, die Rezension sei ein Plagiat aus der Zeitschrift „Das Argument“. Das wurde dann aber in einer Ausgabe des Arguments vom Juli 67 zurückgewiesen, da die zeitliche Veröffentlichungsreihenfolge andersherum war.

FU70: Fraenkel hat sich also offensichtlich sehr angestrengt, die Rezension irgendwie zu diskreditieren.

C. P.: Ja, das hat er. Für mich war das damals die alte Ordinarienherrlichkeit, der Muff von 1000 Jahren, der es nicht mag, wenn er mal ausgelüftet wird, obwohl die FU ja, von ihrer Entstehungsgeschichte her, angetreten war, um mehr Liberalität in das Verhältnis zwischen Studierenden und Lehrenden zu bringen. Vor diesem Hintergrund habe ich seine Reaktion auf meine Rezension gelesen, aber dass Fraenkels persönlicher biographischer Hintergrund da vielleicht auch eine Rolle gespielt hat, hab ich damals nicht gesehen. Damals hatte ich nicht so in meinem Bewusstsein, dass Fraenkel in der Nazizeit emigriert und danach wieder zurückgekehrt war, wie auch Ossip K. Flechthelm oder Löwenthal. Das heißt, ich wusste das schon, aber ich hatte dafür wenig Empathie und konnte mich nicht gut hineinversetzen in die Situation von Menschen, die rassistisch verfolgt worden waren und sich jetzt wieder angegriffen fühlen, wenn auch aus ganz anderen Gründen.

Mein Vater hat beispielweise auch sehr ablehnend auf die 68er reagiert, weil es für ihn da Überschneidungen in der äußeren Form gab zu dem, was er mit den sudetendeutschen NSDAP-nahen Studenten an der deutschsprachigen Prager Uni erlebt hat. Die haben zum Boykott der Vorlesungen und Übungen meines Vaters aufgerufen und ihn unter Druck gesetzt, mit der „jüdischen Physik“ aufzuhören, was nach seiner Weigerung schließlich zu seiner Gestapo-Haft führte. Und diese äußeren Dinge, wie Boykott Aufrufe, oder auch Teach-ins und Sit-ins, das hat ihn an seine eigene Biographie und an seine damaligen Erfahrungen mit den faschistischen Studenten erinnert und das löste dann eben auch emotionale Reaktionen aus, die so rein rational vielleicht nicht nachvollziehbar sind.

Konkret ist mir das dann im Zusammenhang mit Fraenkel erst vor ein paar Jahren bewusst geworden, als ich in Schöneberg einen Stolperstein für den Arbeitgeber meiner Mutter verlegen ließ, die vor 1933 Haushälterin bei einem Arzt war, der alsbald rassistisch verfolgt wurde und am Vorabend seiner Deportation 1942 Selbstmord beging. Damals bin ich in einer Ausstellung über die früheren jüdischen Bewohner des Viertels auch auf den Namen Fraenkel gestoßen, der wohnte auch in der Gegend da um den Bayerischen Platz. Und erst da ist mir klar geworden, dass ich damals für diesen Aspekt der Geschichte keine Sensibilität hatte. Jedenfalls hat mir die Christel Dietze dann erzählt, dass Fraenkel sich danach wochen- oder monatelang

krankschreiben hat lassen wegen Gürtelrose, einer Krankheit, die oft psychische Hintergründe hat.

FU70: Fraenkel hat dann tatsächlich ja auch im Tagesspiegel-Interview von SA-Methoden gesprochen. Und dafür dann auch sehr viel Kritik bekommen.

Die Auseinandersetzung mit den Professoren finde ich am OSI allerdings insofern spannend, da es dort eben diese Alt-Nazis wie im Rest der Republik nicht gab.

C. P.: Ja, das stimmt. In Köln war dann eben doch so mancher Alt-Nazi dabei, zum Beispiel der Historiker Theodor Schieder, den ich als Professor ganz toll fand und von dem ich später gelesen habe, dass er in einem Institut der Nazis in Königsberg über die Germanisierung der zu erobernden Ostgebiete geforscht hat. Aber am OSI gab es das, glaube ich, nicht. Das OSI war sicher eine der wichtigen Keimzellen der 68er Revolte. Allerdings auch nicht durchgängig. Ich erinnere mich an Kommilitonen, die es nachher im Regierungsapparat unter Helmut Kohl sehr weit gebracht haben, wie z.B. Horst Teltschik. Oder Hermann Gremliza als Spiegelredakteur. Also da waren nicht nur die Revoluzzer. Wenn ich mich an die Seminare bei Sontheimer erinnere, das waren auch mehr so die intellektuellen Salonkommunisten, sag ich jetzt mal stark verkürzt. Ich glaube in anderen Fachbereichen, Soziologie oder Philosophie war an tatsächlichem politischen Aktivismus mehr los.

Da muss man auch aufpassen, dass sich da nicht so Mythen bilden, das war eine internationale Bewegung, das muss man immer im Kopf behalten und das ist nicht alles aus der FU entstanden. Schon zur Zeit von Krippendorff-Kuby gab es Kontakte zum Free Speech Movement an der Universität von Kalifornien in Berkeley, wir waren selbstverständlich solidarisch mit den Anti-Vietnamkriegsprotesten in den USA; die Proteste und Revolten in London und natürlich vor allem in Paris waren sehr präsent. Im Dezember 67 habe ich Examen gemacht und war dann noch etwas in Berlin, auch auf der großen Vietnamdemo im Februar 68, die ja ihren Ausgang in der TU nahm. Überhaupt hatte sich da relativ viel in die Räumlichkeiten der TU verlagert. Am OSI hatte ich mitbekommen, dass viele meiner Kommilitonen ihre Diplomarbeiten publizistisch verwerteten. Ich hatte bei Sontheimer über den „Funktionswandel der Studentenpresse in der Krise der Universität“ geschrieben und die in Köln vom DGB-Bundesvorstand herausgegebenen „Gewerkschaftlichen Monatshefte“ hatten die gekürzte Fassung gedruckt und mir gleichzeitig eine Stelle angeboten. So kam ich im Frühjahr 1968 zurück nach Köln.

¹ Der links-liberale Journalist Erich Kuby hatte sich kritisch zum Namen „Freie Universität“ geäußert und durfte deshalb der Einladung des AStA FU zu einer Podiumsdiskussion im Sommersemester 1965 nicht folgen, da der FU-Rektor Herbert Lüers die Räume verwehrte, was dann zu massiven Gegenprotesten der Studierendenschaft führte. In diesem Zusammenhang behauptete Ekkehart Krippendorff (seinerzeit Assistent am OSI) im Spandauer Volksblatt, dass der Rektor auch eine Veranstaltung mit Karl Jaspers verhindert hätte, worauf dieser seinen Vertrag nicht verlängerte, was wiederum zu großen Protesten von Studierenden, aber auch Professoren, führte.

² In der AStA-Zeitschrift FU-Spiegel sollte eine anonyme studentische Rezension zu einem Seminar des renommierten Politologie-Professors Ernst Fraenkel erscheinen. Dieser versuchte, dies mit allen Mitteln zu verhindern, und erwirkte einen Beschluss des akademischen Senats. Aus Protest dagegen organisieren die Studierenden Ende April 1967 ein großes Sit-In im Henry-Ford-Bau mit über 2000 Leuten, woraufhin der FU-Rektor Joachim Lieber die Polizei mit der Räumung beauftragte, die diese allerdings mittendrin abbrach, da sie diese Maßnahme für überzogen hielt. Die Rezension erschien dann trotz Verbot im Mai 1967, zusammen mit einer Stellungnahme Fraenkels.